

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 32 (1938)
Heft: 20

Artikel: Die Sage vom Bergmännchen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926601>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

damals freie Reichsstadt. Aber als der Herzog von Savoyen mächtig war, wollte er auch diese Stadt erobern mit List und Gewalt. Da kam auch der Ruf nach geistiger Landesverteidigung. Bonnivard, der Schriftsteller war, warnte seine Leute vor dem Herzog von Savoyen mit Wort und Schrift. Darum sah der Herzog in ihm einen politischen Feind, einen Gegner. Als daher Bonnivard im Jahr 1500 einmal die Mauern Genfs verließ, schnappten ihn die Häfcher des Herzogs und brachten ihn hinauf nach Chillon ins Gefängnis. Sechs lange Jahre schmachtete der Freiheitsheld von Genf in diesem düsteren Gefängnis. Erst im Jahr 1536 zogen die Berner erobernd in die Waadt ein und nun konnte auch Bonnivard aus dem Gefängnis befreit werden. „Bonnivard, du bist frei“, riefen sie durch die Gefängnishallen. „Und Genf?“ fragte Bonnivard zurück. „Frei, frei, auf ewige Zeiten!“ Und nun erst traten die Freudentränen aus seinen Augen. Das Wohl seiner Vaterstadt war ihm lieber als sein eigenes Schicksal. Dieses Heldentum hat dann den berühmten englischen Dichter Lord Byron angeregt zu einem berühmten Gesang: „Der Gefangene von Chillon“. Dieser Gesang fängt an mit folgendem Vers:

Dein Kerker, Chillon, ist geweihte Zelle.
Dein dunkler Boden ward einst zum Altar.
Er zeigt uns noch, wie auf des Rasens Welle,
der Tritte Spur des greisen Bonnivard.

Wohl trifft man in den obern Stockwerken, gerade über den Gefängnissen, die weiten Säle, den Waffensaal, den Saal der Herzogin, den Ratsaal. Wohl genießt man von den gotischen Bogenfenstern aus einen herrlichen Blick über den schimmernden See. Aber das Herz ist nicht oben in diesen Sälen, wo glänzende Feste gefeiert wurden, wo rauschende Schleppen sich im Tanz bewegten und stahlblaue Rüstungen glänzten. Nein, unser Schweizerherz weilt unten, wo der berühmte Gefangene an Ketten geschmiedet an seine heißgeliebte Vaterstadt dachte und für ihr Wohlergehen den Segen des Himmels herabflehte. So ist auch Chillon ein Wallfahrtsort für die Schweizer, ebenso wie die Telskapelle am Vierwaldstättersee. Denn für die Freiheit Genfs und der welschen Schweiz gilt das Wort, das auch heute noch seine Bedeutung für uns alle hat: „Als Demut weint und Hochmut lacht, da ward der Schweizerbund gemacht.“

Die Sage vom Bergmännchen.

Am Berghang, wo es zum Ufer des Thunersees hinabgeht, stand vor Zeiten ein kleines Dörfchen. Die braunen Häuser waren noch mit dicken Holzschindeln gedeckt und darauf lagen große Steine. Der Föhn, der oft mit gewaltiger Kraft durch diese Gegend braust, hätte ohne diese Steine das Dach längst fortgeweht. Wenn auch kein großer Reichtum unter diesen Dächern angesammelt war, so hatten diese Leute doch einige Stück schönes Vieh. Die Ställe waren zerstreut auf den saftigen Matten weiter oben am Hang gebaut. Das Vieh gedieh hier besonders gut und war gesucht von den Bauern im Land unten. Auf den Aekern wuchs gesundes Korn und die Gärten waren wohlbestellt.

Einmal war ein besonders schöner Sommer. Das Heu konnte ohne einen Tropfen Regen eingebracht werden. Die Leute waren zufrieden und guter Laune. Aber auch das schönste Wetter hört einmal auf. Nach einem besonders schönen Abend bedeckten am Morgen graue Wolken den Himmel. Trüb schien die Sonne. Alles Leben schien erschlafft. Gegen Abend fing es an zu regnen, und es war so dunkel wie in der Nacht. Da sah man ein kleines Männchen von Haus zu Haus durch den Regen eilen. Es trug nur leichte Kleider und war bald ganz durchnäßt. Es klopfte an die Türen der wohnlichen Häuser und begehrte Einlaß, nur bis der Regen vorbei sei. Aber niemand hieß es eintreten. So suchte es alle Wohnstätten des ganzen Dorfes auf — vergeblich. Noch war ein Häuschen weiter oben am Bergeshang. Das Bächlein neben dem Haus, das sonst sein klares Wasser durch die Wiesen hinabführt bis zum See, war nun ein großer, trüber Bach geworden.

Vor dieses Haus trat nun das Männchen und klopfte an die Tür. Eine alte Frau trat vor die Tür und erschrak ob der kleinen, unförmigen Gestalt. Aber als sie sah, wie die Kleidung so dünn und naß am Körper klebte, siegte das Mitleid über den anfänglichen Widerwillen. Sie lud das Männchen ein, herein zu kommen, gab ihm andere Kleider, hieß es, sich zum Ofen zu setzen und reichte ihm zu essen, was sie hatte. Ihr Mann war ihr dabei behilflich. Später zeigten sie ihm eine Schlafstätte.

Draußen tobte das Unwetter mit der gleichen Heftigkeit weiter. Der Regen goß in Strö-

men. Wasserbäche hörte man rauschen, aber sehen konnte man sie bloß beim grellen Scheine des Blitzes. Die beiden Alten traten vor das Haus. Sie wollten nachsehen, ob es nötig wäre, dem Bach zu wehren, der immer bei Unwettern rasch anschwellt und das Haus bedroht. Da war es ihnen, als sähen sie oberhalb ihres Hauses einen großen Felsblock, der sich von den hohen Felsen gelöst hatte. Darauf sprang ein Männchen mit einer langen Stange umher. Mit großer Geschicklichkeit gelang es ihm, mit Hilfe einer langen Stange das reizende Wasser zu teilen, so daß das Haus unversehrt blieb. Der Blitz erhellte hie und da die wüste Gegend. Links und rechts des großen Felsblocks flossen Ströme gelben Wassers zur Tiefe hinab, die gute Erde mit sich fortreißend. Das Heimwesen der beiden Alten blieb jedoch verschont von all der Heimsuchung.

Als der Morgen anbrach, hörte das Unwetter auf. Da wagten sich die beiden Alten hinaus. Sie sahen vom Dörfchen unten am See nichts mehr als einzelne Balken und Stücke von Dächern aus dem Schlamm ragen. Sie gingen hinab, zu sehen, ob vielleicht ihre Hilfe nötig sein könnte. Da trafen sie eine junge Frau mit einem kleinen Kind, die abseits stehend und mit traurigen Blicken auf ihr verlorenes Heim starrten. Die Alten nahmen die beiden einzig Ueberlebenden in ihr Heim auf.

Als sie nach dem Männchen sehen wollten, war die Kammer leer, das Bett nicht angerührt. Es war ihnen, als ob die Gestalt, die sie auf dem Felsblock erblickt hatten, das Männchen gewesen sei.

Hof und Heimat.

Wie wohnten und lebten nun unsere Vorfahren auf ihren Höfen? Das Wort „Hof“ bedeutet = umschlossener Raum. Meist war zuerst nur ein Hof da: Ein Bauernhaus mit Stall und Scheune. Die standen so gegeneinander, daß sie einen Hof bildeten. Solche richtige altgermanische Bauernhöfe findet man in Dänemark noch vor. Auch bei uns sieht man da und dort noch solche Hofanlagen. Reiche Höfe wurden noch ummauert und hatten einen Toreingang. Meist stand der Hof dort, wo das Land nicht besonders fruchtbar war. Oft standen mehrere Höfe beieinander. Die bildeten dann mit der Zeit ein Dorf. Das Land um

den Hof und um das Dorf war meist Ackerland. Man trieb Dreifelder-Wirtschaft. Jeder Bauer des Dorfes bekam drei Landstreifen zugeteilt. Der eine Streifen wurde im Herbst angesät mit Winterfrucht, wie man das heute noch macht. Das war Spelt oder Roggen. Das gab das Brot. Der zweite Ackerstreifen wurde bepflanzt im Frühling mit Sommerfrucht, mit Hafer oder Gerste. Das gab das Mues. Brot und Mues bildeten die Hauptnahrung des Alemannen. Der dritte Ackerstreifen wurde nicht bebaut, sondern brach gelassen. Das sogenannte Brachland wurde im Herbst nach der Ernte umgepflügt, umgebrochen. Dann nochmals im Vorfrühling und im Herbst, nochmals vor der Ausfaat. Warum das? Das Gras und das Unkraut, das dort wuchs, gab dann beim Umbruch den natürlichen Dünger. Auch heute macht man das etwa, wenn man keinen Mist hat. Man pflanzt Klee auf den Acker und pflügt dann den Acker um. So ist er auch gedüngt. Aber heute könnte man nicht ganze Ackerstreifen unbebaut lassen. Heute muß der Bauer schauen, daß er von jedem Landstück Ertrag bekommt. Darum düngt er den Acker mit Mist und mit Kunstdünger. Besonders fetter Boden in der Nähe des Hofes nannte man Beundte oder Bündte. Die Bündte wurde von den Frauen bearbeitet als Gemüsegarten. Da pflanzten die Alemannenfrauen Hülsenfrüchte: Linsen und Bohnen und auch allerlei Heilkräuter. Heute noch kann man an den Flurnamen noch erkennen, wie unsere Vorfahren das Land bebaut haben. So gibt es in Bettingen noch eine Brohe. Die Anstalt selbst liegt an der Brohegasse, an dem Weg, der zum Brachland des Dorfes Bettingen gehörte. Das Brachland wurde im Brachmonat, im Juni, noch einmal umgepflügt, damit es nicht verunkrautete. Zur Anstalt Bettingen gehört noch ein Landstück. Das hieß früher Rübland. Da wurden die Rüben des Dorfes gepflanzt, weil dort der Boden sehr locker war. Neben dem Ackerbau wurde auch etwas Vieh gehalten. So gibt es in Bettingen eine Kuhstall, eine Hürde, wo die Kühe am Abend zusammen getrieben wurden. Es gibt ein Geißhölzli, wo der Dorfhirte alle Ziegen des Dorfes zur Weide trieb. Es gibt auch heute noch eine sumpfige Stelle. Die heißt „Zu den Säugümpfen“. Dort gumpften die Schweine Bettingens herum. Riehen hatte eine Moorhalde. Dort tummelten sich die Mutter-schweine, die Mooren, herum. Wir sehen daraus, daß die Acker wohl jeder Familie zu-